

LESEPROBE

REINHARD MARX UND MARTIN WALSER

Kunst, Kirche und
Atheismus

MARICA BODROŽIĆ

Die Religion ist das
Leben selbst

PAUL KIRCHHOF

Nur der Hoffende
ist frei

HERDER **THEMA**

EINE SONDERPUBLIKATION AUS DEM VERLAG HERDER



Freude & Hoffnung,
Trauer & Angst
im Spiegel der Künste

AUGENBLICK

„Die Kirche ist den Menschen nahe“

Jesus verkündete das Evangelium vielfach in Bildern aus Natur und Landwirtschaft. Wer das vorliegende Magazin zur Hand nimmt, erblickt auf dem Cover ein ebensolches Bild: Pralle Äpfel erfreuen das Auge. Hoffnungsfroh verheißen sie Sättigung. Aber Stamm und Geäst des Baumes bieten einen traurigen Anblick. Werden sie dem aufziehenden Sturm standhalten?

Herlinde Koelbl hat es einmal mehr geschafft, in einem einzigen Foto die Fülle des Lebens mit all seinen Licht- und Schattenseiten einzufangen. Freude und Hoffnung, Trauer und Angst: zwischen diesen Eckpunkten leben wir – mit wechselnden Schwerpunkten. Die Kirche steht da nicht abgehoben darüber. Sie ist ja keine Parallelwelt, sondern sie besteht aus ganz normalen Menschen, die von den alltäglichen Herausforderungen keinesfalls ausgenommen sind. Dieses menschliche Gesicht der Kirche war Kernanliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils, das vor genau 50 Jahren, am 8. Dezember 1965, endete.

Wenn unser Sondermagazin an das Konzil erinnert, dann ist es eine vergegenwärtigende Erinnerung mit hohem Aktualitätsbezug: Denn das Konzil wirkt bis heute und darüber hinaus weiter. Mit dem Konzil begibt sich die Kirche vom Petersplatz an die „Hecken und Zäunen“ (Lk 14,21), das heißt sie wendet sich dem Menschen in dessen *ganzer* Lebenswirklichkeit zu. Sie sieht nicht nur Werk und Wirken des Menschen, sondern auch sein Scheitern – das Scheitern in Beziehung, Beruf, Berufung oder anderswo. Und sie will mitten in diesem Scheitern Perspektiven des Neuanfangs eröffnen helfen. Auch für jene, die im Glauben gescheitert sind, denn „keiner verirrt sich so weit weg, dass er nicht zurückfinden kann zu Dir, o Gott“ (S. Kierkegaard).

Die Kirche ist den Menschen nahe. Zu dieser Nahbarkeit gehört das Eingeständnis, nicht alles besser zu wissen: „Die Kirche hütet das bei ihr

hinterlegte Wort Gottes ..., wenn sie auch nicht immer zu allen einzelnen Fragen eine fertige Antwort bereit hat“, so sagt es die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“. Mit „Gaudium et spes“ fragt die Kirche den Menschen von heute voll tiefer Anteilnahme: Wer bist Du? Wo bist Du? Was bist Du? Was bewegt Dich? Wie kann die Kirche Dir helfen? Papst Franziskus verkörpert diesen dienenden Ansatz in seinem Pontifikat glaubhaft und ist damit inner- wie außerhalb der Kirche ein ermutigendes Vorbild.

Wer Freude, Hoffnung, Trauer oder Angst empfindet, sucht oft nach einem starken Medium, welches das eigentlich Unsichtbare sichtbar macht. Gerade in den Künsten finden viele Menschen dankbar einen Ausdrucksvorrat, der „sichtbar macht“ (Paul Klee). Deshalb hat die Deutsche Bischofskonferenz das Konzilsjubiläum 2015 zum Anlass eines großen Mehrsparten-Kunstprojekts genommen. Nach dessen über ganz Deutschland verteilten Ausstellungen, Lesungen, Konzerten, Film- und Theaterdarbietungen reflektiert nun unser „Herder Thema“-Magazin den roten Faden der gelungenen Aktionen: Freude und Hoffnung, Trauer und Angst im Spiegel der Künste.

So vereinigt das Heft eine bunte Schar an Autoren aus Kunst, Kultur und Kirche, die ihre lezenswerten Gedanken mit sehr persönlicher Note zu Papier gebracht haben. Dafür verdienen sie ein herzliches Dankeschön! Meinem Mitbruder Friedhelm Hofmann danke ich für die kreative Projektleitung – es waren viele unvergessliche Momente, die noch lange nachklingen werden. Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich eine bereichernde Lektüre.

Ihr

Reinhard Kardinal Marx

INHALT

Herder Thema

KÖPFE DIESER AUSGABE



Friedhelm Hofmann

(geb. 1942) ist Kunsthistoriker, Bischof von Würzburg und Initiator sowie Schirmherr des Kunstprojektes



Herlinde Koelbl

(geb. 1939) ist eine der bekanntesten Fotografinnen Deutschlands. Ihre Fotos in diesem Heft werden erstmals veröffentlicht



Erich Garhammer

(geb. 1951) lehrte Pastoraltheologie in Würzburg, kuratierte das Literaturprojekt der Bischofskonferenz



Marion Ackermann

(geb. 1965) ist promovierte Kunsthistorikerin und leitet seit 2009 die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen

AUGENBLICK

– Vorwort von Kardinal Reinhard Marx

1

ESSAY

– „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“

Bischof Friedhelm Hofmann

6

– Vertreibung und Heimatlosigkeit ist eine urmenschliche Erfahrung. Kann Kunst Heimat ersetzen? Christoph Nix

24

– Nicht alles, was uns modern erscheint, ist zwangsläufig neu und jung Angelika Nollert

37

– Chancen einer zweckfreien Kulturförderung durch Kirche Stefan Kraus

52

– Die Neuevangelisierung ist entscheidend für die Kirche. Das schließt die Kunst mit ein Franz Meurer

60

REPORTAGE

– Film ab in Berlin Stefan Förner

16

– Spurensuche nach Signalwegen in Würzburg
Simon Biallowons

42

– Das „Problem of God“ in Düsseldorf
Jakob Johannes Koch

56

INTERVIEW

– Was fasziniert junge Künstlerinnen an Gott, dem Glauben und einem Kunstprojekt der Katholischen Kirche?

45

LYRISCHE SAMMLUNG

40

ÜBERBLICK

63

„Das Thema Religion, das Thema Christentum ist keinesfalls zu Ende! Kirche ist mit in der Verantwortung, dass das religiöse Gespür bleibt, dass die Gottesfrage nicht erledigt ist“

KARDINAL REINHARD MARX IM GESPRÄCH AB S. 28

SCHLAGLICHTER

- GESELLSCHAFT** – Das Zweite Vatikanische Konzil war ein Bekenntnis der Kirche zur modernen Welt. Dahinter steckt auch die Botschaft: Nur der Hoffende ist frei *Paul Kirchhof* **10**
- LITERATUR** – Alle Menschen sind Reisende, sind auf dem Weg. Die Hoffnung hat dabei eine besondere Bedeutung und ihre ganz eigene Würde *Marica Bodrožić* **13**
- GESPRÄCH** – Ist die Frage nach der Existenz Gottes lächerlich? Was kann Kirche heute bewirken? Und wie sieht ihre Zukunft aus? *Kardinal Reinhard Marx und Martin Walser* **28**
- LITERATUR** – Das Konzil wollte die Situation des Menschen heute neu in den Blick nehmen. Dazu gehören auch seine Gefühle und Empfindungen. Dazu ein Blick in die Literatur *Erich Garhammer* **20**
- INSTALLATION** – Kunst muss nicht unbedingt das Unsichtbare sichtbar machen. Manchmal ist es besonders reizend, das Unsichtbare unsichtbar zu lassen *Marion Ackermann* **33**
- MUSIK** – Trauer ist das Gefühl, das am häufigsten musikalisch gefasst wird. Das kann problematisch sein, aber auch helfen. Ein Paradox *Thomas Jennefelt* **48**

IMPRESSUM

Herder Thema

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst im Spiegel der Künste“

Herausgeber: Bischof Dr. Friedhelm Hofmann

Konzept: Dr. Frank Ronge
Redaktion: Simon Biallowons, Dr. Jakob Johannes Koch

Verlag und Anzeigen:

Verlag Herder GmbH
Hermann-Herder-Str. 4
79104 Freiburg i. Br.

Geschäftsführer:
Roland Grimmelsmann und
Manuel Herder
Idee und Projektmanagement:
Simon Biallowons, Maria Werner
und Volker Resing

Anzeigenleitung:
Bettina Haller (Verantw.)
Tel.: (0761) 2717-456; Fax.: -426
E-Mail: anzeigen@herder.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste
Nr. 45 vom 1.1.2014

„Herder Thema“ ist eine
Sonderedition-Reihe zu
ausgewählten Themen.

Druck:

Medienhaus Plump GmbH
Rolandsecker Weg 33,
53619 Rheinbreitbach
Gedruckt auf chlorfrei
gebleichtem Papier

Textnachweise:

Literarische Sammlung, Seiten 40/41:
- „Fang“: Ulla Hahn, So offen die Welt,
© 2004, Deutsche Verlagsanstalt,
München, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH
- SAID, Psalmen; © H. Beck Verlag,
München 2007
- „Frage und Antwort“: Reiner Kunze,
Frage und Antwort, Aus: ders., Ge-
schichte © S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main 2001
- Textauszug aus: Hans Magnus
Enzensberger, Gedichte 1950-2015 ©
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main
2014. Alle Rechte bei und vorbehalten
durch den Suhrkamp Verlag Berlin.
- Textauszug aus: Arnold Stadler, „Die
Menschen lügen. Alle“ und andere
Psalmen © Insel Verlag Frankfurt am
Main und Leipzig 2005. Alle Rechte
bei und vorbehalten durch den Insel
Verlag Berlin.

Bildnachweise:

U1, S. 4, S. 9, S. 12, S. 15, S. 19, S. 23, S.
26, S. 32, S. 36, S. 39, S. 44, S. 47, S. 50,
S. 55, S. 59, S. 62, U4: Herlinde Koelbl
S. 3: Johannes Rodach
S. 2, S. 8: Bischöfliches Sekretariat
Würzburg
S. 10: Privat
S. 2, S. 14: Peter von Felbert
S. 2, S. 35: Sebastian Drüen
S. 2, S. 22: Privat
S. 18: Walter Wetzler
S. 25: Theater Konstanz, Iija Mess
S. 30: DBK/Landau; privat
S. 41: Anna Seibel
S. 56: Privat
S. 57: Chris Martin, Installation im K21
Düsseldorf 2015, Foto © Kunstsamm-
lung NRW
S. 61: Privat
S. 64: Privat



Das Konzil und sein Auftrag für die Kirche heute

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute...“

Vor fünfzig Jahren ging das Zweite Vatikanische Konzil zu Ende. Ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen und doch sind die Grundgedanken und Hauptanliegen heute noch aktuell. Aktuell und damit ein wichtiger Auftrag für die Kirche des 21. Jahrhunderts. **VON FRIEDHELM HOFMANN**

Vor 50 Jahren trafen sich in Rom mehr als 2.500 katholische Bischöfe aus aller Welt. Ihre Versammlung ging als Zweites Vatikanisches Konzil in die Weltgeschichte ein. Das letzte Dokument des Konzils beginnt mit den folgenden Worten: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“

Dieser Satz ist, wie das ganze Dokument überhaupt, epochal! Denn hier erneuert die katholische Kirche ihren Gründungsauftrag als hörende Kirche und solidarische Gefährtin der Menschen, die um ihre Lebenswirklichkeiten, Hoffnungen, Sorgen und Nöte weiß und sie mit ihnen teilt. Mit ihrem Dokument „Freude und Hoffnung“ (der lateinische Titel lautet „Gaudium et spes“) sagt die Kirche nicht: So und so hast Du, Mensch, gefälligst zu sein. Sondern sie ist einfach für ihn da, sucht mit ihm gemeinsam

nach Perspektiven. So geht Kirche. So und nicht anders.

Man merkt dem Dokument „Gaudium et spes“ sein halbes Jahrhundert nicht an, es ist, als sei es für das 21. Jahrhundert geschrieben worden. So konnte Papst Franziskus mit seinem bedeutenden Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ nahtlos daran anknüpfen, in dem er eine nicht verurteilende, sondern einfühlsam-solidarische Kirche zum Leitbild erklärt. 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil: Das bedeutet Erinnerung an die Zukunft. Das bedeutet eine Verpflichtung.

Der Freude und Hoffnung, Trauer und Angst ein Medium geben

Freude und Hoffnung, Trauer und Angst gehören zu den intensivsten Gefühlen des Menschen. Und nicht erst die Psychologie belehrt uns, dass derartige Gefühle sprachlos machen können; Worte kommen dann oft an ihre Grenzen. Wer Freude, Hoffnung, Trauer oder Angst empfindet, sucht nach ei-

nem starken ästhetischen Medium. Im Musischen, in den Künsten finden sehr viele Menschen diesen Ausdrucksvorrat, der ihnen aus der Sprachlosigkeit hilft, ist doch das Spektrum künstlerischen Ausdrucks derzeit so breit wie niemals je zuvor. Aber ist das Medium Kunst nicht Weltflucht? Ist es nicht ein uneffektiver Umweg? Gerade wenn es um „Trauer und Angst“ geht – müsste da nicht die Ethik jeder Ästhetik die Tür weisen?

Das sind ja Fragen, die sich auch die Kirche oft stellen lassen muss, und zwar schon seit ihren Anfängen: Seid ihr nicht eine Vertröstungsreligion? Ist eure abgehobene Wahrheit nicht wohlfeil gegenüber der Wahrheit dessen, was handfest nottut auf dieser Erde? Bringt ihr nicht Opium unter das Volk? Richtig ist: Religiöser Glaube ebenso wie die Kunst erschöpft sich nicht in den zirkelschlüssigen Systemen dieser Welt. Aber wer diesen Überschuss abqualifiziert, hat etwas Wichtiges nicht verstanden: Beide – Glaube und Kunst – kennen

die Warte außerhalb, von der aus sie das System betrachten und immer wieder dort überschreiten, wo das System den Menschen in seiner individuellen Freiheit und Würde zu negieren droht. Dieses „über-schreiten“ heißt auf Lateinisch „trans-zendieren“. Der Mensch braucht unabdingbar die „System-Transzendenz“, um seelisch überleben zu können – „wir essen das Brot, aber wir leben vom Glanz“, so drückte es Hilde Domin aus. Glaube und Kunst verbindet, dass beide eine „Sprache wo Sprachen enden“ (Rainer Maria Rilke) sprechen und damit die Grenzen unserer Binnen-Kommunikation, unserer Betriebsblindheit, unserer Nabelschau transzendieren. Glaube und Kunst machen den Menschen groß; Glaube und Kunst sind somit keine Umwege, sondern Auswege. Aber eben gerade keine Fluchtwege, sondern eher Transportwege: Transportwege des Unverfügbaren, des Freien, des Humanen.

Freilich, die Nähe zwischen Kunst und religiösem Glauben soll nicht als Zwangsehe missverstanden werden; sie ist eher eine Nachbarschaft. Denn nicht jede Sinnfrage ist schon Religion (und will es oft auch gar nicht sein), nicht jede ästhetische Transzendenz ist religiöse Transzendenz. Aber beide Felder inspirieren einander auf Augenhöhe. Dies war nicht immer so. Es gab Zeiten, da betrachtete die Kirche die Künste als „Dienstmägde der Theologie“. Das hat sich im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils grundlegend geändert: Kannte die alte Kirche als Quellen theologischer

Erkenntnis ausschließlich ihre „Eigenorte“, nämlich Heilige Schrift und Tradition, befragt die moderne Theologie bewusst auch „Anderorte“, aus denen sie immer wieder „Fremdprophetien“ aufnimmt und für ihren Erkenntnisgewinn fruchtbar macht.

Das Zweite Vatikanische Konzil bekennt freimütig, dass die katholische Kirche immer auch eine lernende Kirche ist: „Ja selbst die Feindschaft ihrer Gegner, so gesteht die Kirche, war für sie sehr nützlich und wird es bleiben“ („Gaudium et spes“ Nr. 44). Übertragen auf die Kunst könnte man das vielleicht so formulieren: Im Erlauschen künstlerischer Fremdprophetien bleibt es nicht aus, dass die Kirche auch mit Privatoffenbarungen, Synkretismus, Sä-

kularisierung des Glaubensgutes oder gar mit echten und vermeintlichen Blasphemien konfrontiert wird. Überwiegend ist das dahinter stehende Motiv wohl ein existenzielles Ringen, das hinter der Oberfläche der Konvention nach dem „Mehr“ sucht – ein für theologisches Denken ebenso anschlussfähiger wie weiterführender Ansatzpunkt.

Der deutsche Musikwissenschaftler Hans Heinrich Eggebrecht hat am Ende des 20. Jahrhunderts freimütig Folgendes bekannt: „Je mehr ich [von J. S. Bach] wissen wollte und das Wissen anderen zu vermitteln suchte, desto deutlicher erkannte ich, dass bei aller Wissenssuche ein Rest bleibt, den das Wissen nicht erreichen kann. Und je älter ich wurde, desto größer wurde

dieser Rest und desto klarer wurde mir, das in ihm, in diesem nicht Erreichbaren, die Hauptsache gelegen ist, das Wichtigste und Wesentliche.“ (Heinrich Eggebrecht, *Passion*, Mönchengladbach 2000, S. 15)

Doch kommen wir zurück zum heiklen Verhältnis von Ethik und Ästhetik: Keinesfalls sind die Anhänger der Künste – ebenso wenig wie Anhänger der Religion – automatisch die besseren Menschen: Diktatoren wie Ulbricht oder Tito waren begeisterte Klassik-Konzertbesucher oder Gemäldesammler. Der maßgebliche Organisator des Holocausts, Reinhard Heydrich, war Amateur-Violinist oder der Kriegsverbrecher Karadžić Freizeit-Lyriker. Auch im Namen der Religion trieben und treiben Verbrecher ihr Unwesen. Demgegenüber kommt das Humanisierende, das System-Transzendierende, erst dann zum Zug, wenn die „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art“ ernst- und wahrgenommen werden. Den Menschen wirklich wahr-zunehmen bedeutet stets, vorbehaltlos der Wahrheit zu dienen. Im Griechischen heißt das Wort „Wahrheit“ „Aletheia“, wörtlich die Un-verborgenheit, das Ent-deckte. Wahrheit ist folglich das, was sich selbst in den Blick setzt. Da, wo Missstände ent-deckt werden, wo Ausgestoßene aus ihrer Verborgenheit ins Leben zurückgeholt werden, da geschieht im griechischen Wortsinn „Wahrheit“.

Was das für die Kirche bedeutet, ist klar: „Rede nicht ungefragt über deinen Glauben, aber lebe so, dass du gefragt wirst“ – um mit Mutter Theresa zu sprechen. Glaube ist nur dann echt,

Freilich, die Nähe zwischen Kunst und religiösem Glauben soll nicht als Zwangsehe missverstanden werden; sie ist eher eine Nachbarschaft

Glaube und Kunst machen den Menschen groß; Glaube und Kunst sind somit keine Umwege, sondern Auswege

Glaube ist nur dann echt, wenn er mit tätiger Nächstenliebe einhergeht. Jesus von Nazareth hat das unüberbietbar vorgelebt



Bischof Friedhelm Hofmann, geboren 1942 in Köln-Lindenthal, studierte Theologie, Philosophie und Kunstgeschichte. Promoviert wurde er für eine Arbeit über zeitgenössische Darstellungen der Apokalypse-Motive im Kirchenbau. Seit 2004 ist Friedhelm Hofmann Bischof von Würzburg. Er ist Initiator und Schirmherr des Kunstprojektes „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“

wenn er mit tätiger Nächstenliebe einhergeht. Jesus von Nazareth hat das unüberbietbar vorgelebt. Aber die Künste? Müssen alle Künstler politisch werden, mit den Kindern in den Slums Malworkshops veranstalten, Benefizaktionen durchführen und so weiter? Das allein wäre zu platt, auch wenn es natürlich sympathisch ist. Das, was der Kunst ihre große humanisierende Kraft gibt, lässt sich mit dem bekannten Wort Paul Klees bezeichnen: „Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar.“ Genau diese Kunst will die Deutsche Bischofskonferenz zum Konzilsjubiläum 2015 in einem großen Mehrsparten-Projekt zeigen: Kunst, die sichtbar macht. Kunst, die den heutigen Menschen in seiner Befindlichkeit und Bedürftigkeit sichtbar macht, denn „der Mensch ist der Weg der Kirche“ (Johannes Paul II.).

Ein großes Mehrsparten-Kunstprojekt zum Konzilsjubiläum 2015

Ein bundesweites Kunstprojekt der Deutschen Bischofskonferenz trägt im Titel die Anfangsworte von „Gaudium et spes“: Freude und Hoffnung, Trauer und Angst. Das ganze Jahr über machen Bildende Künstler, Theatermacher, Schriftsteller und Musiker wesentliche Impulse des Konzils für das 21. Jahrhundert sichtbar und hörbar. Gemeinsam mit internationalen Künstlerinnen und Künstlern, mit Kunststudierenden und mit den Menschen vor Ort soll der Austausch über Freude, Hoffnungen, Trauer und Ängste unserer Zeit mit überraschenden, experimentellen Kunst-Formaten angestoßen werden. Das Projekt spricht Menschen innerhalb und außerhalb religiöser Orientierung an und setzt sowohl in ländlichen wie städtischen Bereichen gesellschaftspolitische und kulturelle Akzente. Dabei fächert es sein Leitthema in vielfältig aktuellen Bezügen auf:

Dem Thema „Freude und Hoffnung“ hat sich die Ausstellung Bildender Kunst „playing by heart“ im Museum Kolumba in Köln gewidmet, literarische Resonanzen auf die Befindlichkeiten der Menschen von heute wurden mit

einem Literaturfest in München vorgestellt, mit der Frage nach Möglichkeiten und Grenzen wissenschaftlicher Forschung hat sich in Würzburg die Ausstellung „Signalwege“ auseinandergesetzt, die Flüchtlingsfrage stand im Zentrum von Straßentheater-Auftritten in Konstanz, Fragen von Gedächtnis und Erinnerung wurden in der UNESCO-Welterbestätte Kloster Lorsch in der Ausstellung „believing history“ mit Werken von Kunststudenten behandelt. Migration war Thema des kirchlichen Beitrags zum Straßentheaterfest in deutsch-polnischen Grenzstadt Görlitz/Zgorzelec, „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ boten den thematischen Rahmen des Pueri-Cantores-Festivals in Trier mit drei vokalmusikalischen Uraufführungen, die Öffnung der Kirche für die Welt wurde mit einer künstlerischen Arbeit auf dem Domplatz in Fulda aufgegriffen, spezifische Aspekte der Großstadt wurden in Potsdam im Rahmen eines Kurzfilm-Projektes von Film- und Medien-Studierenden thematisiert, Spuren christlicher Ikonografie in der Gegenwartskunst zeigt die Ausstellung „The Problem of God“ in der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf.

Exemplarisch für die großzügigen Zuschussgeber, deren Zuwendungen die Umsetzung des Kunstprojektes erst möglich gemacht haben, sei an dieser Stelle der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Staatsministerin Prof. Monika Grütters, herzlich gedankt.

Somit ist es gelungen, viele Menschen etwas vom Aufbruch und Weiterleben des Konzils spüren zu lassen. Es ist gelungen dank der universalen Sprache der Kunst: Kunst, die auf Menschen zugeht, Kunst, die sich in Nöte und Ängste einfühlt, Kunst, die Freude und Hoffnung Raum gibt.



Christen vor den Herausforderungen der Zeit

Nur der Hoffende ist frei

Hoffnung und Freiheit gehören nicht nur untrennbar zusammen, sondern bedingen sich auch gegenseitig. Vor diesem Hintergrund ist die Botschaft des Zweiten Vatikanischen Konzils auch ein unbedingtes Bekenntnis zur Freiheit und Gleichheit jedes Menschen und ein Anspruch an alle Christen. **VON PAUL KIRCHHOF**

Eine griechische Sage erzählt von Prometheus, der die Menschen beobachtete, als sie noch ihre Zukunft voraussehen konnten. So wussten sie auch vom Zeitpunkt ihres Todes und wurden deshalb lethargisch. Das Wirtschaftsleben lag darnieder. Kunst und Wissenschaft verkümmerten. Ehen und Familien brachen auseinander. Das Schicksal dieser Menschen bekümmerte Prometheus. Deshalb nahm er ihnen die Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen, und gab ihnen stattdessen die Hoffnung. Allein, diese Sage wird auch mit einem tragischen Ende erzählt: Die Hoffnung bleibt dort in der Büchse der Pandora verborgen. Die Menschen leben ohne Hoffnung.

Das Christentum lehrt, dass der Mensch „nach dem Bild Gottes“ geschaffen und ihm die Erde anvertraut ist, er die Fähigkeit hat, sich und seine Umwelt zum Besseren zu gestalten. Der Mensch ist von Freude und Hoffnung, aber auch von Trauer und Angst bestimmt. So sagt es die Grundsatzvergewisserung der katholischen Kirche, die vom Zweiten Vatikanischen Konzil vor 50 Jahren veröffentlicht wurde. Sie ist heute vor allem für unser Verständnis von Würde und Freiheit des Menschen aktuell.

Freiheit bedeutet, sein Leben eigenverantwortlich zu gestalten. Der Mensch kommt immer wieder an Weggabelungen, bei denen er rechts, links oder gerade-

aus gehen kann. Er kann die Zukunft nicht vorhersehen, deswegen kaum verlässlich entscheiden, welcher Weg für ihn der bessere ist. Nicht einmal am Ende des Weges weiß er, ob es richtig war, Handwerker, Arzt oder Anwalt zu werden. Dieses Wagnis ist nur erträglich, wenn der Mensch seine Entscheidungen grundsätzlich erwartungsvoll, mutig, mit dem Willen zum Besseren treffen und in Hoffnung verantworten kann. Ist er enttäuscht, resigniert er, wird Freiheit letztlich nicht gelingen.

Die Vorstellung, jeder Mensch sei nach dem Bild Gottes geschaffen, ist der radikalste Freiheits- und Gleichheitssatz der Rechtsgeschichte. Das Urchristentum vermittelt ihn an eine Gesellschaft, die noch von der Unterscheidung zwischen Herren und Sklaven bestimmt ist, sich nun mit der Lehre auseinandersetzen muss, dass jeder Mensch mit Würde begabt, in Freiheit gleich ist.

Freiheit bedeutet, sein Leben eigenverantwortlich zu gestalten

Dieser Satz fordert Freiheit für jedermann in einer Zeit, in der – zumindest in der griechischen Philosophie – die Idee des Willens und damit der Freiheit noch unbekannt ist. Heute fragen Staat und Kirche erwartungsvoll, zukunfts offen und entwicklungsfördernd, was der Mensch tun kann und was er tun darf. Eine Kirche, die den

Menschen „in Freude und Hoffnung“ anspricht, bekundet Freiheitsvertrauen, setzt auf jeden Menschen, vertraut ihm ein Stück gelingender menschlicher Gemeinschaft an. So entwickeln sich in je eigener Verantwortung für staatliches Recht und religiöse Ethik die erneuerungsbedürftigen Maßstäbe der Gegenwart: für die Atomforschung, für ärztliche Heil- und Forschungseingriffe, für Ziele und Techniken des Umweltschutzes, für eine Kultur des Maßes im Übermaß von Gewinnmaximierung und Wachstumsquoten.

Die Freiheitsidee muss gerade in den Umbrüchen unserer Gegenwart wieder neu entfaltet werden. Traditionell steht der Mensch in der Mitte der Welt. Doch manche Naturwissenschaften beobachten den Menschen als belanglosen Punkt im Universum, verstehen ihn in seinen Genen, die sich nur geringfügig von anderen Lebewesen – den Affen – unterscheiden, sehen ihn durch Gehirnabläufe kausal determiniert und stellen so seine Freiheit infrage. Demgegenüber belassen Religion und Recht den Menschen unbeirrt in der Mitte der Welt. Er ist in der Natur Gesetzmäßigkeiten unterworfen, weiß die Naturgesetze aber auch in verantwortlicher Freiheit für sich zu nutzen.

Der innere Zusammenhalt der menschlichen Gesellschaft ist geschwächt, wenn Staaten zerschlagen

werden, an ihre Stelle Bürgerkrieg, Mord und Vertreibung treten. Auch Entwicklungen im Wirtschaftsleben fordern heraus und drohen das gesellschaftliche Gleichgewicht zu gefährden: Die Unternehmen produzieren Güter zunehmend maschinell, weisen die Gewinne aus der Maschinenproduktion dem Kapitalgeber zu, eröffnen damit dem Menschen, der sein Einkommen durch Arbeit verdient, immer weniger Erwerbsmöglichkeiten. Technik gibt Freiheit, Gesundheit und Lebensqualität, verändert aber die Sozialstruktur grundlegend. Der Finanzmarkt bietet Anlageformen, bei denen der Anleger nicht weiß, ob er seinen Ertrag durch Produktion von Weizen oder von Waffen erzielt. Das Nichtwissen ist Geschäftsmodell, schließt verantwortliche Entscheidungen aus. Wenn die Kirchen sich die Freuden und Hoffnungen, die Besorgnisse und Enttäuschungen der Menschen zu eigen machen, müssen und werden sie auf all diese Fragen neue Antworten geben. Diese unbefangene Stimme wird gesucht, gehört. In Zeit der Massenflucht hoffen Menschen auf Zuflucht. Und in Zeiten des Krieges braucht der Friede beherzte Verteidiger.

Die neue digitale Welt erschließt dem Menschen heute faszinierende Möglichkeiten der Lebensorganisation und des Forschens, des Wirtschaftens, Begegnens und der Freizeitgestaltung. Doch die digitale Technik bietet zugleich auch programmierte Freiheiten, stellt nur ausgewählte Daten und Erkenntnismethoden bereit, bietet Wissen werbend an, erlaubt Fremden ein geheimes Mitwissen. Die Idee der Menschenwürde sollte daher Begeisterung für Technikchancen und Verständnis für Technikgefahren zusammenführen.

Diese Wirklichkeit zunehmender Macht und Ohnmacht ruft nach einer neuen Aufklärung. Horaz, Thomas von Aquin und Immanuel Kant machen bewusst, dass der Mensch den Mut braucht, seinen Verstand zu nutzen. In diesem Sinne ist der Mensch heute in Wissenschaft, Forschung, Technik, Wirtschaftsleben mutig. Doch der Mensch will auch lachen und weinen, hoffen und bangen, jubeln und seufzen, komponieren und musizieren, dichten und die Welt bildnerisch sichtbar machen. Er will staunen, verehren und lieben und sich verzaubern lassen. Wirtschaftliche Rationalität wird durch eine Kultur des Schenkens, Zuwendens, der Selbstlosigkeit ergänzt. Der kirchliche Dreiklang von „Glauben,

Hoffen, Lieben“ weist Aufklärung nicht zurück, sondern erfüllt sie mit Humanität.

Freude und Hoffnung, Trauer und Angst richten den Blick in die Zukunft, erwarten Antworten auf eine veränderte Welt, fordern mehr Dynamik statt Statik, mehr Dialog als Dekret, mehr Verstehen als Verstoßen, mehr Rechtsfortbildung als Rechtsdogmatik. Jeder Mensch darf in seiner Würde auch nach einer Normabweichung grundsätzlich in die Normalität zurückkehren.

Nikolaus von Kues fordert die beherzte Tat, die nicht ängstlich der Vergangenheit nachtrauert, sondern die Gegenwart besser als zuvor gestaltet. Christentum ist anspruchsvoll

Menschen, die geschieden sind und wieder geheiratet haben, und ihre an diesem Geschehen gänzlich unschuldigen Kinder dürfen nicht von der Kirche ferngehalten, sondern müssen integriert werden. Papst Johannes Paul II. hat öffentlich dem Menschen vergeben, der ihn umbringen wollte. In dieser Vergebung liegt etwas elementar Christliches. Sie schwächt

nicht die Norm „Du sollst nicht töten!“, sondern widmet sich dem unzulänglichen Menschen, der weiter in Würde leben will. Staatliche Gerichte fordern deshalb auch für den zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe Verurteilten grundsätzlich eine Chance auf Rückkehr in die Freiheit. Und zur Normalität einer Kirche, die heute besser zu sein hofft als gestern, sollte auch gehören, dass die kirchliche Botschaft von Repräsentanten in genügender Zahl, in heutiger Zeit auch in der Vielfalt des Menschlichen – durch Männer und Frauen – verkündet wird.

Nikolaus von Kues, Kardinal und Bischof von Brixen, hat im 15. Jahrhundert die Grundgedanken des Christentums in einer der unseren ähnlichen Zeit neu formuliert. Neue Mächte waren auf den Plan getreten. Die Gesellschaft war vom Aufbruch der Wissenschaften und Künste fasziniert, begleiteten sie aber auch mit Angst. Die Kirche brauchte innere Reformen. Die Menschen hofften auf Frieden zwischen den politischen Mächten und zwischen den Religionen. In dieser Lage fordert Nikolaus von Kues ein bescheidenes Denken, das die Welt und den Menschen nicht allein rational ergründen will. Er fordert ein verbindendes Denken, das Gegensätze und Gegnerschaften aus regionalen Besonderheiten, gewachsenen Kulturen und Riten erklärt, die Religionen aber in der gemeinsamen Suche nach dem einen Gott versteht. Er fordert die beherzte Tat, die nicht ängstlich der Vergangenheit nachtrauert, sondern die Gegenwart besser als zuvor gestaltet. Das zeigt: Christentum ist anspruchsvoll.



Prof. Dr. Paul Kirchhof, geboren 1943 in Osnabrück, gilt als einer der renommiertesten und bekanntesten Juristen des Landes. Zuletzt war er Professor in Heidelberg sowie bis 2015 Präsident der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Paul Kirchhof saß auch in verschiedenen katholischen Gremien, so war er beispielsweise Mitherausgeber des Rheinischen Merkurs. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Preise



Schweigen ist Beten ohne Wünsche

Was ist Hoffnung? Nur ein kurzes Gefühl, lediglich ein anderes Wort für „Optimismus“? Nein, darin erschöpft sich Hoffnung nicht, sie ist weit mehr. Hoffnung ist die Chance zum Neubeginn mit sich selbst und Gott. Sie hat ihre eigene Würde. **VON MARICA BODROŽIĆ**

Als ich vor einigen Jahren aus der katholischen Kirche austrat, fühlte ich mich freier, aber wochenlang auch heimatlos. Ich wurde das Gefühl nicht los, ein Gotteshaus nicht mehr betreten zu dürfen.

Irgendwann tat ich es schließlich doch. Und ich spürte, wie kostbar Stille nicht nur im eigenen Inneren ist, sondern auch in heiligen Räumen. Sie schaffen einen wichtigen Ausgleich im Getriebe der Welt. Es fügte sich noch etwas anderes im Verstehen für mich: Meine große Lebens- und Kinderfrage bewegte sich selbsttätig zu einer Art Erkenntnis, die zugleich ein inneres Ereignis und eine Antwort war: Meine Religion ist das Leben selbst. So einfach dieser Augenblick aussieht, so umstürzlerisch war seine Wirkung, verlegte er doch noch mehr als zuvor meine Koordinaten weiter ins Innere. Wenn nun meine Religion das Leben ist, mit wem bin ich dann verwandt? Wer ist mein Bruder, meine Mutter, meine Schwester? Da ich ohne Eltern und von meinen Geschwistern getrennt aufwuchs, fühlte ich mich in meinem kleinen dalmatinischen Dorf mit jedem verwandt, dem ich begegnete. Schmetterlinge und Menschen nahm ich gleichwertig wahr – als Bewegung. Die Nachbarinnen kochten manchmal eine Suppe für mich, aus Freude, nicht nur aus Mitgefühl, meinte ich wahrzunehmen. Tausend Mütter habe ich, denke ich bis heute, die eine Mutter vermisste ich, aber jedes andere Lächeln ist dennoch mein Freund. Alleinsein ist auch ein Sein in der Einheit. Vielleicht versteht

man das als Kind schnell, weil man keine Angst vor der Welt hat.

Als Kind hatte ich das ganz besonders innig an einem herrlichen Frühlingstag erfahren, als ich in einem winzigen dalmatinischen Wäldchen inmitten trockener Karstfelder (schon das ein Wunder) eine besondere Blume mit glockenartiger Blüte entdeckte, die ich für nichts Geringeres als ein Geschenk in der Sprache Gottes hielt: eine Schachbrettblume.

Verschmolzen in der Betrachtung der Schönheit

Ich wusste nicht, was das genau war, aber ich war überzeugt davon, dass sie eine Botschaft war; ich weiß nicht mehr genau, wie lange ich die Blume betrachtete, ich verschmolz in der Betrachtung mit ihrer Schönheit, nahm alles genau wahr. Stunden später kam ich zu mir und entdeckte jetzt um mich herum Hunderte anderer Glöckchen – als hätte meine Hingabe sie erst möglich gemacht. Durchdrungen vom Glück des Erlebten, rannte ich übermütig nach Hause. Ich habe damals niemandem davon berichtet, habe aber dieses erste bewusst wahrgenommene Ereignis der Verschmelzung in der Kindheit nie vergessen. Die Schachbrettblume hatte mich geistig in eine Art Einheit gestoßen und blieb als große Erzählung in mir haften.

Damals wusste ich nicht, wie diese Blumen hießen und fand sie nie wieder an dieser Stelle. Viel später entdeckte ich sie aber durch eine Fügung auf einem

Gemälde von Anita Albus, das die Freude von damals in mir zurückrief. Albus' Bilder sind von einer Stille getragen, die durch Genauigkeit und Hingabe entsteht und nach der ich mich seit dem Erlebnis mit den Blumen immer sehne, in die ich einzutauchen versuche, selbst dann, wenn ich mich im lauten Straßenlärm der Hauptstadt bewege. In der Stille liegt eine Art schlafende Schönheit verborgen, verbindet sich dort mit Freude, die nach nichts verlangt, die sich genügt, weil das Leben selbst dort jenseits des Wollens tätig ist. Oft kommt mir dabei der Gedanke an Meister Eckhart, der in diesem Sinne einmal Gott bittet, ihn von Gott zu befreien, damit nicht ein bereits gefügtes Wollen, ein altes Bild an die Stelle der ursprünglichen und unbeweisbaren Kraft tritt.

Darin liegt die Würde der Hoffnung: Sie macht einen Neubeginn für jeden Einzelnen möglich und zeigt, dass wir Menschen Anfänger unserer selbst werden können, alles vergessen müssen, was wir über uns selbst und über Gott wissen. In indischen heiligen Texten wie dem Rig-Veda wird Gott als Form und Formlosigkeit beschrieben. Gott ist also alles und nichts, lässt sich nicht gefangen nehmen. Einmal wurde eine indische Heilige gefragt, was denn Liebe sei, sie antwortete in typischer Verschmitztheit mit einer Frage: Was ist nicht Liebe? Ich frage mich das manchmal auch, wenn ich Dinge und Geschichten meines Lebens beurteile und wieder Abstand vom Urteil nehme, um nur zu schauen. Wie kann ich allein den Überblick haben?



Marica Bodrožić, geboren 1973 in Svib, ist eine der bekanntesten Schriftstellerinnen Deutschlands.

Aufgewachsen in Dalmatien kam sie im Alter von zehn Jahren nach Deutschland. Ihre Werke erhielten hervorragende Kritiken und sie wurde mit verschiedenen Auszeichnungen geehrt

Die Geschichte aller Menschen und Dinge bildet ein großes Archiv, ich bin vergleichbar mit einer Ameise, so wenig Raum, so viele Ideen, die, wie es Marcel Proust so schön sagt, Sorgenersatz sind.

Wo rührt die Grundsorge her? Vielleicht im vom Verstand geleiteten Wunsch, eine Wahrheit zu finden. In der Regel aber ist Wahrheit nie ein Singular, Glück und Unglück sind stets miteinander verquickt. Schweigen ist die einzig mögliche Antwort darauf. Schweigen ist Beten ohne Wünsche. Im Außen haben wir die beweisbare Zeit. Aber die inneren Stunden zählen sich anders. Meine geliebte Schachbrettblume wächst in der Zwischenzeit heiter auf meinem Berliner Balkon, hat große Gefolgschaft zu verzeichnen, habe mich ja schließlich von ihrer Schönheit finden lassen. Ich? Was ist das, was ich mein „Ich“ nenne? Geistige Brücken sind eigenmächtige Kräfte, die mit der Stille geheimnisvolle Mathematik betreiben. Die Freude und die Hoffnung gehören allen Menschen, vor allem und ganz besonders jenen, die nicht glauben.

Wir alle sind Reisende. Gerade die Umwege, auf denen die Fragen sich selbsttätig stellen, haben Leuchtkraft. So lebt man, sagt Rilke, allmählich in die Antworten hinein. Der Verzicht auf die Sicherheit endgültiger Wahrheiten und die Fragen führen zu genauer Wahrnehmung. Das Nichts öffnet sich, die dunkle Nacht der Seele, in der Johannes vom Kreuz den Weg der Liebe verortet, eben deshalb, weil das bisher Geschaffene zugunsten des Seelengrundes vergessen wird. Und Augustinus schreibt einmal, er sei sich selbst zur Frage geworden, ein lebendes Rätsel.

Der heilige Paulus nimmt besonders radikal Abstand vom Alten, muss erblinden, bevor er das Sehen ganz neu erlernt. Nur die Liebe, die so oft missbrauchte, gebrauchte, missverstandene Liebe wird ihm Brücke zum Bleibenden. „Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle“, heißt es bei ihm. Glaube, Hoffnung und Liebe sind ihm Schutz und Schirm auf seinen Reisen, auf denen er von der frohen Botschaft des Evangeliums kündigt. „Aber die Liebe ist die größte unter ihnen“, heißt es weiter.

Das mag auch den poetisch-revolutionären Verstand von Pier Paolo Pasolini angesprochen

haben, der einen ganzen Spielfilm über Paulus drehen und in unsere Zeit übertragen wollte. Mit filmischen Mitteln wollte er dem Zuschauer von heute zeigen, „dass der heilige Paulus hier, heute, unter uns ist.“ Der französische Philosoph Alain Badiou bezieht sich auf Pasolini, wenn er über den heiligen Paulus schreibt, er sei deshalb unser Zeitgenosse, weil der erschütternde Zufall, das Ereignis, die reine Begegnung, immer am Ursprung einer Heiligkeit stehen. „Wir brauchen heute die Figur des Heiligen“, so Badiou, „auch wenn die Inhalte der gründenden Begegnung variieren können.“ Pasolinis Drehbuch sieht deshalb den Tod des heiligen Paulus vor: „Weil sich die Heiligkeit in ihm verdunkelt hat.“

Darin liegt die Würde der Hoffnung, sie macht einen Neubeginn für jeden Einzelnen möglich und zeigt, dass wir Menschen Anfänger unserer selbst werden können, alles vergessen müssen, was wir über uns selbst und über Gott wissen

Paulus ist es auch, der nach Jesu Auferstehung, im Unterschied zu Petrus, darauf besteht, die frohe Botschaft allen Menschen zu bringen, auch den Heiden. So wird er zu einem großen Reisenden, der sprechend seine Angst vor dem Neuen überwindet. Er öffnet dabei den Denkraum der Gnade und gleicht darin Jesus, der gerade keinerlei Unterschiede zwischen den Menschen machte. So wie Jesus Zuhörer und Erzähler in einem war, so wird Paulus Empfänger und Zeuge, der nicht wiederholt, was er über Jesus gehört hat, sondern es sich in sich selbst ereignen lässt. So begründet

er den Universalismus, ein Weltgebäude aus Hoffnung und tollkühn autonomem Denken. Er findet durch Sprache das Gesetz in seinem Inneren und schaut auf sein altes Leben wie auf „eine Art Kindheit“ zurück, so Alain Badiou, eine Kindheit aber, aus der er in geistige Selbstständigkeit erwacht ist.

Vielleicht muss man sich fremder als fremd werden, um sich zu sehen

Vielleicht muss man sich in diesem Sinne selbst fremder als fremd werden, um sich zu sehen und um das eigene Selbst wie einen unbekanntem Wald durchschreiten zu können. Am Ende wird man vielleicht das sagen können, was Paulus gesagt hat: „So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.“ Die Liebe scheint aber ohne Hoffnung nicht auf, davon war auch Pasolini überzeugt, der sich zeitlebens an den Evangelien abgearbeitet hat. Wenn aber gerade die Hoffnung nur ein leeres, durch Rituale erdrücktes Wort bleibt, wird sie nie zur Rückkehr in die Freude und ins (innere) Paradies führen. Diese Hintertüre bleibt dann für immer verschlossen.